

Hannes Kramer

Als Diakon für eine missionarisch-diakonische Kirche

Ende Oktober 1979 fand in Wien das erste gesamtösterreichische Treffen der Ständigen Diakone statt. Anstelle eines allgemeinen Überblicks über die Erfahrungen, die die nachkonziliare Kirche mit dem auf dem II. Vatikanum erneuerten Diakoniat und mit den inzwischen bald 6000 Ständigen Diakonen gemacht hat und welche Perspektiven sich daraus für die Zukunft ableiten lassen, berichtete Kramer in einem sehr persönlichen Zeugnis, wie er durch Apg 6, 1—7 seine Berufung zum Dienst an den Menschen gefunden habe. Erst im Lauf der Zeit konnte er diesen Weg als Berufung zum Dienst in und für eine missionarisch-diakonische Kirche, als Diakoniat, benennen. — Da gerade in diesem persönlichen Bekenntnis die bleibende Struktur des Diakonats, die in dieser oder jener Weise bei allen Diakonen sichtbar werden sollte, die Gemeinsamkeit und die Unterscheidung sowohl zum Presbyterat wie zu den Pastoralassistenten und anderen Trägern kirchlicher Dienste, die gegenseitigen Ansprüche zwischen Amt und Familie sowie ganz konkrete Anregungen für die Diakonie von Kirche und Gemeinde gegeben werden, bringen wir eine gekürzte Fassung dieses Vortrages. red

Jeder von uns hat seinen einmaligen und unverwechselbaren Lebensweg zu gehen. Einen Weg, der uns immer wieder zurückverweist auf die Liebe Gottes, die uns an jedem Punkt unseres Lebens neu erreichen und überraschen kann. Dabei wird jeder Einzelne in persönlicher Freiheit Grundentscheidungen fällen, die seinem Leben die Richtung geben. — Der Versuch, einen Teil meines persönlichen Lebensentwurfes offen zu legen, kann nur dann seinen Sinn erfüllen, wenn er zur Anregung wird, daß auch andere ihren Lebensweg in ähnlicher Weise bedenken.

Mein Weg zum Diakoniat war kein verdrängter Wunsch, Priester zu werden¹. Vielmehr habe ich mit Freude begonnen,

den Beruf eines Försters zu erlernen, bis mir eines Nachts durch den Text aus der Apostelgeschichte 6, 1—7 mein künftiger Lebensweg offenbar wurde. Begleitet von Bruder Franz von Assisi folgte ich dem Wort der Schrift: „Zieh fort aus deinem Land, aus deiner Heimat, aus deinem Vaterhaus in das Land, das ich dir zeigen werde“ (Gen 12,1). Dieses persönliche Ereignis und der Weg der Kirche auf und seit dem II. Vatikanischen Konzil brachten mir die Gewißheit, daß hier der Geist Gottes am Werk ist.

Das Urmodell diakonischen Handelns (Apg 6, 1—7)

Dieser Text der Apostelgeschichte ist nicht nur ein Ruf zur Annahme des persönlichen Lebensplanes. Die „Berufung“ der Diakone, wie die Tradition diesen Text oft nennt (auch wenn nicht ausdrücklich von Diakonen die Rede ist), hat einen sehr zeitgemäßen tiefen Sinn. Er kann sich uns als ein umfassender Auftrag, als ein Modell diakonischen Handelns erschließen.

In der jungen Kirche entstand eine Spannung, ein Konflikt. Da ist von einem Unwillen, von einem „Murren“ die Rede. Eine Randgruppe ist entstanden. Sie begehrt auf. Die hellenistische Gruppe der Juden, eine „Außen-Gemeinde“, die über eine eigene Synagoge in Jerusalem verfügt und die Bibel in griechischer Sprache liest, gerät in Spannung zur alten hebräischen Gemeinde der Christen von Jerusalem.

Ein ökumenisches Problem entsteht, die Gefahr der Spaltung.

Anlaß ist ein konkretes Problem:

Die hellenistischen Witwen sind in der Diakonie, beim täglichen Dienst der Almosenunterstützung übersehen worden.

¹ Wenn andere ihren Weg eigentlich im Priestertum gesehen haben, ohne sich zur Ehelosigkeit berufen zu wissen, und wenn sie sich dann doch den Diakoniat zugemutet haben, verdienen sie hohen Respekt. Nur sollte ein jeder sich selbst und der Kirche dies auch offen eingestehen. — Mit der Würde jedes glaubenden Christen und mit der Diakonia Jesu Christi nicht mehr zu vereinbaren wäre es allerdings, wenn jemand den Diakoniat nur deswegen gesucht haben sollte, weil ihm „Laie“ sein, Glied des Volkes Gottes sein zu wenig war oder weil er in „höheren Rängen“ in der Kirche dienen wollte.

Nun hätten die Apostel ja eigentlich sagen können: Wir haben dieses Problem hinter verschlossenen Türen beraten und erklären hiermit folgendes: Da wir die hellenistischen Witwen beim Tischdienst vernachlässigt haben, bestellen wir aus der hebräischen Gemeinde einige Männer (auch damals sicher noch keine Frauen, obwohl es in paulinischen Gemeinden schon eine Diakonin — Phöbe — gab), die in Zukunft diesen Dienst erfüllen sollen. Das Problem wäre damit gelöst gewesen — oder auch nicht? Vielleicht wäre dies eine Symptom-, aber nicht eine Ursachenbehandlung gewesen.

Die Apostel tun etwas ganz anderes:

1) Die Zwölf rufen die „Menge der Jünger“, das heißt wohl, alle, die kommen konnten, zu einer Versammlung zusammen.

2) Sie stellen die tieferen Ursachen des Problems fest, das bei ihnen selber liegt, nämlich: Wir merken, daß wir nicht alles tun können. „Es ist nicht recht, daß wir das Wort Gottes vernachlässigen und den Tisch bedienen.“ Tun wir das eine, vernachlässigen wir das andere.

3) Sie entscheiden immer noch nicht, sondern sie machen der Versammlung einen Vorschlag, einen sehr demokratischen Vorschlag (wenn wir das gleiche tun würden, befänden wir uns also in einer urapostolischen Tradition): „Wählt darum, Brüder, aus eurer Mitte (welch demokratisches Vorgehen!) sieben Männer aus.“

Und sie nennen drei Kriterien: *Persönliche Qualifikation*: jemand, der sich bewährt hat oder „in gutem Rufe“ steht, der aus dem Geist Jesu leben, der „voll des Geistes“, „voll der Weisheit“ sein, d. h. menschliche und glaubensmäßige Reife und Besonnenheit besitzen soll, der gerecht im Urteil ist, der geduldig und barmherzig sein kann. Und die Zwölf sagen weiter, daß sie diese Männer zu diesem ganz bestimmten *Werk der Diakonie* bestellen wollen. Das heißt, daß dieser Dienst ein so wesentlicher Teil des Lebensvollzuges der Kirche und ihres eigenen Amtes sowie der Gemeinde Jesu Christi ist, daß sie die Männer für diesen spezifischen Dienst ordinieren, bestellen wollen.

Und dann erklären sie noch, wo sie den wesentlichen *Unterschied zu ihrem Dienst* sehen: Sie selber wollen weiter im Gebet und im Dienst am Wort stehen.

4) Offensichtlich hat die Versammlung zu diesem Vorschlag noch ihre Meinung dazu sagen dürfen oder einfach bekundet. Es heißt ja: „Der Vorschlag fand den Beifall der ganzen Gemeinde.“

5) Irgendwann wird dann die Versammlung gewählt haben, und siehe, ein riesiger Vertrauensbeweis an die Randgruppe: lauter Namen aus der hellenistischen Gruppe der jungen Gemeinde, griechische Namen. Und die Versammlung weiß um ihre Aufgabe und Verantwortung: sie stellt sie den Aposteln vor, nicht umgekehrt.

6) Die Apostel tun das, was die Aufgabe des apostolischen oder bischöflichen Amtes im Dienst an der Einheit der Kirche ist: „Sie legen ihnen unter Gebet die Hände auf“, der uralte Ritus für die Berufung in ein religiöses Amt, für die „Ordination“ oder „Weihe“.

7) Dann heißt es nicht: „Und die Witwen waren zufrieden und wurden satt“, sondern die Wirkung der Diakonie wird als viel umfassender beschrieben: „Das Wort Gottes wuchs.“ Die junge Kirche wurde durch ihre Diakonie glaubwürdig. Es hatte sich offensichtlich in der ganzen Gemeinde etwas verändert: Dieses „seht, wie sie lieben“ zog neue Jünger an, auch „eine große Schar von Priestern wurde dem Glauben gehorsam“².

Konsequenzen

Die Apostelgeschichte 6, 1—7 ist ein Beispiel dafür, daß die Kirche ihr eines Amt teilen kann, daß die Diakonie zum Lebens- und Wesensvollzug der ganzen Kirche wie auch spezifisch zu ihrem einen Amt gehört und daß die Nachfolger der Apostel „Diakonie-Diakone“ in den Dienst nahmen. Auch wenn Lukas nicht vom Diakon redet, so wird hier im Text doch zweimal das Wort Diakonie genannt, und die Zwölf bestellen die Sieben ausdrücklich für dieses Werk (und nur dafür).

² Auch wenn ich bei dieser Interpretation die Sprache etwas laienhaft gewählt habe, weiß ich mich in sehr guter Gesellschaft angesehener Theologen.

Dieser Text ist darüberhinaus ein Beispiel dafür, wie auch heute solche und andere neue Dienste aufgrund des Auftrags der Kirche einerseits und der Bedürfnisse, Nöte und Probleme der Menschen andererseits sich unter Beteiligung von Volk und Leitungsamt entwickeln und wie sie ausgestaltet werden könnten. Es wird auch im ganzen Prozeß des Vorgehens ein urchristliches Exempel geben, das gegen eine verklerikalisierte und sakralisierte Kirche spricht.

Die Berufung der Sieben als bleibende Herausforderung an die Kirche

Wie ein roter oder schwarzer Faden zieht sich durch die Heils- und Unheilsgeschichte des Diakonates der Kirche mit all seinen Verästelungen, positiven Entwicklungen und Fehlentwicklungen im Laufe der Jahrhunderte dies: Immer dann, wenn der Diakon sich von seinem eigentlichen Auftrag, dem ganz konkreten Dienst an den leibseelischen Nöten der Menschen und Menschengruppen, insbesondere von den Armen löste und sich mehr in den priesterlichen Dienst oder exklusiv in die Liturgie drängte, verkümmerte sein Selbstverständnis. Er ging entweder in der Durchgangsstufe zum Priestertum oder in presbyteralen Ersatz-Diensten auf bzw. erschwand ganz³. — Dies bedeutet auch daß fehlende Priester nicht durch Diakone, Katechisten oder Pastoralreferenten, sondern auf Dauer nur durch Priester ersetzt werden können. Jede Gemeinde hat ein Recht auf einen Gemeindeführer, der zugleich Vorsteher der Eucharistie ist. Umgekehrt hat die Geschichte des Dienstamtes der Kirche gezeigt, daß es — neben den allen gemeinsamen Diensten der Diakonie eines jeden Christen — auch eines spezifischen Dienstes von Diakon und Diakonin bedarf (zumindest entsprechend qualifizierte Dienste mit offizieller Beauftragung der Kirche), wenn der Presbyterat für seine eigentlichen Dienste freibleiben soll. Zudem ist festzustellen, daß überall, wo

³ Vgl. W. Croce, Aus der Geschichte des Diakonates, in: *Diakonia in Christo*, hrsg. von K. Rahner u. H. Vorgrimler, Freiburg—Basel—Wien 1962, 92—128.

Priester, Pastoral- oder Gemeindeassistenten oder Diakone das Engagement von Laien, die tätige Mitarbeit und Verantwortung von Christen lähmen, sie fehl am Platz sind. Nur insofern gibt es manchmal zu viele Priester und Diakone!

Die persönliche Anfrage an jeden Diakon

Jeder muß sich selbst die Frage stellen: Wo suche und finde ich meine Identität, wo liegt mein Selbstverständnis? Jeder von uns besitzt seine eigenen Fähigkeiten, hat seine eigene Lebensgeschichte und arbeitet an einem ganz bestimmten Ort in einer ganz konkreten sozialen Wirklichkeit. Wir werden immer wieder aufgefordert zur Umkehr, zur Veränderung, zu einem Lieben- und Dienen-Lernen ohne Furcht. Dabei bewegen uns weniger die süßen Ermahnungen zur Annahme unseres Lebensentwurfes, als vielmehr die gemeinsamen Erfahrungen im Dienst an den Menschen sowie Rückschläge, Enttäuschungen, Krankheit, Leiden und Schuld. Wenn wir durch solche Finsternisse hindurch sind und das Erbarmen Gottes und der Menschen neu spüren dürfen, ergreift uns immer wieder ein großes Vertrauen in seinen Plan.

Ehe und Familie

Wenn wir unserem persönlichen Lebensweg als Diakon etwas intensiver nachzuspüren versuchen, müssen wir bei Ehe und Familie beginnen, da die große Mehrzahl der Diakone verheiratet ist. Mir selbst hat der Diakonatsdienst für Ehe und Familie sehr viel Bereicherung gebracht. Es dauerte aber auch für mich längere Zeit, bis ich erkannte und mir eingestehen konnte, daß ich — nach harter Alltagsarbeit — in meiner Familie nicht mehr schlicht und einfach „dasein“ konnte, ohne gleich zu funktionieren oder zu pädagogisieren. Ich hatte mich durch die Hektik und den Druck der Arbeit verplanen lassen. Ich war dabei guten Glaubens, mich selbst ganz hinzugeben — ohne vielleicht zu spüren, daß ich mich nicht mehr ganz hingeben konnte, weil ich selber nicht mehr der war, der ich eigentlich sein sollte und sein wollte. Als die Kinder klein waren, haben sie es ge-

spürt, daß der Vater zuviel fehlte, und konnten es nicht sagen. Als die Kinder groß und erwachsen wurden, dauerte es sehr lange, bis sie mir sagen konnten, wo ihre Probleme — auch mit mir — liegen. Es läßt sich dann zwar sicherlich noch vieles, aber nicht mehr alles nachholen.

Wir werden als Diakone vor Gott und den Menschen bei all unserer Aktivität im Dienst am andern auch daran gemessen werden, wie wir mit unseren unmittelbaren Nächsten umgehen.

Ähnlich erging es mir in der Ehe. Es gehörte Freimut dazu, ehe wir uns eingestehen konnten, daß auch wir in der Gefahr stehen, die vielfältigen Weisen des Dialogs unter Partnern zu verlieren — auch wenn ich all das, was ich in Diakonie und Diakonat tun durfte, nur gemeinsam mit meiner Frau leisten konnte. Wir müssen uns fragen, ob wir aufgrund der Fülle der Arbeit, die in Zivilberuf und Diakonat auf uns zukommt, nicht die Partnerschaft mit der eigenen Frau einfach deswegen vernachlässigen, weil wir falsche Prioritäten setzen. — Manchmal ist es vielleicht auch einfach „die Schwierigkeit zu lieben“ (Tobias Brocher), die uns vor den unbewältigten Problemen in Ehe und Familie flüchten läßt.

Diakonat neben dem Zivilberuf

Die Solidarität zu all denen, die, besonders in der Dritten Welt des Hungers und der Armut, ihren diakonischen Dienst ohne Entgelt ausüben, und meine Entscheidung, das Brot für mich und meine Familie nicht über den Diakonat (auch wenn dies durchaus gerecht wäre), sondern durch meinen zivilen Beruf als Sozialarbeiter zu verdienen, haben mir unersetzliche Erfahrungen gebracht: eine Identität mit denen, die ehrenamtlich neben einem harten Berufsalltag in der Kirche ihren Dienst tun; bei allem, was ich in der Gemeinde tat und anfang, stand außerdem immer wieder die Frage vor mir: geht es darum, daß du dies jetzt selber tust und warum (als absichtsloses Zeugnis, aus Machtstreben), oder solltest du hier nur animieren, initiieren, befähigen, daß möglichst viele mitarbeiten, damit eine offene, diakonische Gemeinde

wird? Von Beruf Sozialarbeiter, der Berufung nach Diakon zu sein, dies hat mich auch in meinem Beruf nicht ruhen lassen, als Mitarbeiter eines kirchlichen Verbandes meinen Diakonat nicht von amtswegen, sondern existentiell einzubringen. Dies war allerdings erst möglich, als ich verstand und zu vollziehen versuchte, daß kein Amt und keine Organisation, auch nicht die Kirche, Selbstzweck sein kann und sich selbst zu bedienen hat, sondern daß es gerade in der Caritas- und der Sozialarbeit zunächst einmal um das Wohl und die Selbstentfaltung des Menschen, um eine bessere Gerechtigkeit, um Liebe, Barmherzigkeit und Solidarität mit und zu den Ärmsten geht. Normen und Strukturen sind um der Menschen willen da. Die in Jesus fleischgewordene Liebe Gottes bedeutet für mich als Sozialarbeiter mit christlichen Wertvorstellungen eine radikale Entschiedenheit für den Mitmenschen in Not und die Überzeugung, daß die Güter und Werte der Welt für alle da sind. Unsere eigentlichen Arbeitgeber sind daher nicht unsere Leitungsverantwortlichen, sondern die Geringsten, denen wir zu dienen haben. „Wir müssen viel beten, damit die Armen uns verzeihen, daß wir ihnen helfen“, hat Vinzenz von Paul einmal gesagt.

Beten und Arbeiten

Der Mensch ist in seinem innersten Wesen nicht nur auf Arbeit verwiesen, sondern er bedarf, um Mensch zu sein, genauso der Muße, der Freizeit, des Spieles, des Gebetes. Franz von Assisi sagt einmal: „Wo wir sind und wandern, immer haben wir unsere Zelle bei uns: Bruder Leib ist unsere Zelle, und die Seele ist der Eremit, der in der Zelle wohnt, um betrachtend und betend Zwiesprache mit Gott zu halten.“ Wir selbst sind also „Bleibe Gottes“ und beten ihn in uns an.

Mag der eine Diakon also täglich das Brevier beten (ich vermag das nicht), mag der andere täglich die Eucharistie feiern (ich feiere sie sehr gerne mit — wenn möglich täglich —; oft schickt mir Gott aber gerade dann, wenn ich die Präsenz Christi in der Eucharistie feiern möchte, einen

Menschen dazwischen, den ich nicht einfach dorthin mitnehmen kann), oder mag der andere regelmäßig in der Schrift lesen (was mich täglich bereichert), so kommt es wohl gerade für den, der aktiv ist, darauf an, daß in ihm selber Gott stets eine Bleibe hat, daß er in seinem Geist lebt — ob er auf dem Fahrrad fährt oder in einer langweiligen Sitzung bzw. am Steuer sitzt, ob er am Schreibtisch einmal den Blick zum Himmel oder zum Kreuz erheben kann, ob er schnell einmal untertags in eine Kapelle zur Anbetung verschwindet oder eine schlaflose Nacht mit dem Rosenkranz-Gebet überbrückt. Gerade der, der mitten im harten Getriebe unseres Alltags steht, bedarf immer wieder der Wüste, der Stille, um zu sich selber, zu den Menschen und zu Gott zu finden: eine Stunde am Tag, einen Tag im Monat, 8 Tage im Jahr als Stunden und Tage der Stille, das ist eine gute Formel von Diakon Carlo Carretto, die auf einer tiefen spirituellen Erfahrung von Menschen beruht, die mitten im Leben stehen, aber doch ständig rückgebunden an den Geist Jesu leben möchten.

Diakonie des Bruderdienstes, der Verkündigung und der Liturgie

Ein Diakon, der so zu leben versucht, kann dann aber auch mit seiner Diakonie nicht erst in der Sakristei beginnen. Er wird draußen bei den ganz konkreten sozialen und personalen, religiösen und menschlichen Nöten, Problemen, Erwartungen und Bedürfnissen des Menschen ansetzen wollen, sein Platz wird mehr bei den Notleidenden und Randexistenzen von Gesellschaft und Kirche sein. Er wird eher mitmenschliche und christliche Gemeinschaft bei den Fernstehenden zu bilden suchen als nur in der Mitte der Kerngemeinde zu leben. So wird er mehr zum Zeugen und Zeichen einer oft wortlosen und namenlosen Diakonie der Kirche im missionarischen Niemandsland, im Raum einer noch nicht gebildeten Gemeinde werden. Seine Schritte stützen mehr die Schritte der Menschen auf die Kirche hin, mehr die Kranken denn die Gesunden. Er wird versu-

chen, „den namenlosen Antrieb des Geistes“ (K. Winter), der bei den Menschen draußen in deren Inneren weht, zu hören und in die Frohbotschaft Jesu Christi zu übersetzen suchen. Dann wird er vielleicht die Ursachen und Gründe, warum so viele weltliche Normen und so viele Menschen von den Normen der Kirche abweichen, erkennen. Er wird unermüdet den Weg auf die tieferen Werte hin suchen: zu Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, Liebe, Toleranz, Geduld, Barmherzigkeit. Einen solchen Diakon können die großen Probleme der Menschen in der Welt von heute — wie Hunger und absolute Armut in der Dritten Welt, Umweltvernichtung und Raubbau der Rohstoffe, Ausbeutung der Schwächsten einerseits und maßloser Konsum andererseits — nicht unberührt lassen. In kleinen Gruppen alternativen christlichen Lebensstils, aber auch in einer breiten solidarischen Kampfbereitschaft und einer überzeugenden ökumenischen, gesellschaftlichen und politischen Diakonie könnte er mit dazu beitragen, daß sich weltweit eine geistige und soziale Veränderung aus der Botschaft des Evangeliums entwickelt⁴.

Meine Arbeit in den verschiedensten sozialen Brennpunkten, bei Flüchtlingen, heimatlosen Ausländern und in den Entwicklungsländern hat mir gezeigt, daß Diakonie nicht nur privat und individuell, sondern vor allem auch öffentlich, d. h. politisch für die Befreiung der Menschen eintreten muß, wenn sie dem Geist und Beispiel Jesu gerecht werden will. Langsam und prozeßhaft könnte so durch einen diakonischen Dienst vieler eine „Kirche der

⁴ Damit würde genau das aktuell, was P. Alfred Delp 1944/1945 im Angesicht des Todes als das kommende Schicksal der Kirche und als „Dritte Idee“ eines „personalen Sozialismus“ der Christen in der „Rückkehr in die Diakonie“ postulierte: „Damit meine ich das Gesellen zum Menschen in all seinen Situationen . . . — das Nachgehen und Nachwandern auch in die äußersten Verlorenheiten und Verstiegenheiten des Menschen . . . die Sorge um den menschenwürdigen Raum und die menschenwürdige Ordnung . . . die geistige Begegnung als echter Dialog, nicht als monologische Ansprache und monotone Quängelei“, zitiert nach R. Bleistein, Rückkehr in die Diakonie, in: Stimmen der Zeit, Heft 11 (1977). — Die Zeit meiner Verfolgung im Dritten Reich — wegen Nichtbekenntnis zu Hitler und seiner Weltanschauung aus christlicher Überzeugung — hat mich erfahren lassen, daß wir Christen eine unveräußerliche öffentliche Verantwortung für die Gesellschaft und für die Welt haben.

Türschwelle“ (Y. Congar) mit einem missionarisch-diakonischen Profil wachsen und zwar über den Aufbau mitmenschlicher Gemeinschaft zu einer christlichen Gemeinde, die in die Verbundenheit mit Gott hineinführt. Es entstünde eine Gegenrichtung im Amt der Kirche von draußen nach drinnen, ein komplementäres Amt zu dem des Priesters und des Laien sowie anderer pastoraler Dienste, in der sich auch eine andere Grundrichtung in der diakonalen Weise der Verkündigung der Frohbotschaft Jesu Christi entwickeln könnte ⁵.

Brückenfunktion des Diakons in der Gemeinde

In der Gemeindefunktion würde die Brückenfunktion des Diakons in dieser dynamischen Bewegung von außen nach innen und zwischen beiden vermittelnd konkret:

— die Kernpfarrei sollte er so befähigen, daß sie zu einer brüderlich offenen, solidarisch-dienenden Gemeinde für das Leben der Welt werden kann;

— in der Verkündigung des Wortes im Kirchenraum könnte er vom Denken und Sprechen der Menschen von draußen her kommen und dies im Licht des Evangeliums deuten;

— taufen, auf Kommunion, Firmung, Beichte, Ehe vorbereiten und auf dem Weg von Krankheit und Tod begleiten würde der Diakon vor allem auch die Menschen der Randzonen und Randsituationen der Kirche und dort, wo er in kleinen christlichen Basisgruppen Gemeinde mit aufbaut und vorbereitet;

— ein Wortgottesdienst bräuchte dann nicht anstelle und an der Stelle des Priesters am Altar zu sein; der Diakon hätte die Aufgabe, die Lücke offen zu halten und sie nicht dadurch zu verschleiern, daß er sich kleidet, benimmt, redet und handelt, als ob er der Priester sei;

— die „Missa cum diacono“ würde Priester, Diakon und Gemeinde im presbyteralen, diakonischen und laikalen Dienst von ihrem je verschiedenen Ausgangspunkt her

⁵ Vgl. hierzu: *Joh. Caminada*, *Der Diakon. Reflexion über die Dogmatik des eigenständigen „Dienstamtes der Kirche“*, Münster 1970 (Dissertation).

in der zentralen Mitte der Gemeinde des Herrn zu Dank und Opfermahl zusammenführen;

— sein „Ite missa est“ wäre immer wieder und unermüdlich der zeugnishafteste Hinweis an alle, daß die ganze Gemeinde des Herrn in die Welt gesandt ist und exemplarisches, sichtbares Modell der Verbundenheit der Menschen untereinander und der Menschen mit Gott sein soll.

Diakonische Gestalten

Durch alle Jahrhunderte östlicher und westlicher Kirchengeschichte haben diakonische Gestalten, Männer und Frauen, geweihte und ungeweihte, dieses Urmodell christlichen Gemeindeaufbaus weitergetragen.

Am tiefsten von allen leuchtet in unsere Kirche, aber auch in die ökumenische und nichtchristliche Welt der Name eines Diakons herein, der heute noch die Menschen tief fasziniert und betroffen macht: Bruder Franz von Assisi. Er, der von Anfang an im geistigen Zentrum unserer Diakonatsbewegung stand, lebte in einer ungeheuerlich faszinierenden Weise das innerste Wesen diakonischer Lebensspiritualität: Mit der Annahme seines neuen Lebensentwurfes erfuhr und lebte er gleichzeitig die Annahme aller Menschen als Brüder und Schwestern. Durch die Erlösung ist für ihn die ganze Welt zum „Ort Gottes“ geworden. Er erlebte Gott nicht als den Strafrichter, sondern als den liebenden und barmherzigen Vater aller. Die ungebrochene radikale Bruderschaft und Solidarität zu den Armen, zu den Räubern und Ausgeraubten, zu denen, die von Kirche und Gesellschaft als die Geringsten erachtet wurden, entsprang seiner unbändigen Sehnsucht, durch sein Leben an die Diakonie Jesu zu erinnern. Er, der nichts anderes wollte, als die „Liebe Gottes“ sichtbar zu machen, er hat das Tatzeugnis absichtsloser, hingebender Liebe vor die verbale Verkündigung des Wortes gesetzt. Er kann uns ermutigen, einen neuen alternativen Lebensstil zu versuchen, unter freiwilligem Verzicht auf das, was wir nicht brauchen. Die Übersetzung seines kompro-

mißlosen Gerechtigkeits-, Friedens- und Verzichtsdenkens durch einfache Schritte könnte uns und unsere Haltung und Handlungen gegenüber der namenlosen Ungerechtigkeit unserer Welt radikal Schritt für Schritt verändern. Er, der im Zeitalter grausamer Kreuzzüge nicht mit dem Schwert, sondern mit dem Zeichen des Kreuzes in der Hand, dem Zeichen der „Dienstbereitschaft und der Brüderlichkeit“, missionierte, wäre in der Lage, uns das Konzept gewaltloser Friedensbereitschaft aus dem Kern des Evangeliums Jesu sowohl zu Hause wie in den großen Ost-West- und Nord-Süd-Konflikten der Welt nahezubringen. Franz von Assisi, der bis zur Selbstentäußerung und Selbstenteignung diente, wollte aber, daß Diakonie nicht subalterne Unterordnung gegenüber Mächtigen, sei es in der Welt oder in der Kirche, bedeute, sondern zuerst niedriger, helfender Dienst zum Wohl des leidenden Menschen, Option für die Armen.

Carlo Carretto, Mutter Teresa u. a.

Auch in unserer Zeit dämmern solche Erfahrungen herauf. Diakone wie Carlo Carretto, eine Diakonin wie Mutter Teresa von Kalkutta sind Zeichen und Zeugnis dafür. In den grausamen und mörderischen Elendsvierteln der Großstädte Lateinamerikas teilen geweihte und ungeweihte Diakone mit ihren Familien das Los Hunderttausender von Campesinos. Sie kamen selber als Landbewohner aus dem Elend des Landesinnern mit der Hoffnung auf Arbeit und Existenz in die Stadt. Die meisten von ihnen sind aus dem Elend des Landes in die Hölle der Millionen-Städte mit ihren Wellblechhütten, Müllhalden, mit Arbeitslosigkeit, Entwurzelung, Resignation und Demoralisierung geraten. Campesinos-Diakone versuchen dort gemeinsam mit ihren Schicksalsgefährten, mit Priestern und herzhaften Bischöfen, christliche Basisgemeinschaften aufzubauen. Sie stehen in der brutalen sozialen Wirklichkeit und versuchen, den Bruder- und Weltdienst radikal am Evangelium Jesu Christi zu orientieren und neue Wege zu gehen, um die unmenschliche und unchristliche Situation aus ihrem Glauben heraus in einer

hoffnungsvollen Liebe zu verändern. Innerhalb der Indianer-Reservate, bei den mexikanischen oder schwarzen Gruppen der USA werden aus der Mitte der eigenen Gemeinschaften Diakonatsbewerber ausgewählt, Männer voll des Geistes und der Wahrheit und für den Dienst in ihrer Gruppe vorbereitet. (Vielleicht sind das die Vorläufer kommender Gemeindeleiter für diese Randgruppen!)

Zum ersten Mal in der Geschichte der Kirche empfangen Eskimos die sakramentale Ordination. Erfahrene Männer, bewährte Fischer und Jäger, natürliche Führer in den verstreuten Sprengeln von Alaska, kommen in den wenigen möglichen Zeiten des Jahres mit ihren Familien zu gemeinsamer Ausbildung zusammen, um sodann ihre Sprengelgemeinden zu leiten, in die nur wenige Male im Jahr ein Priester kommen kann. Aus den örtlichen, lokalen Gemeinschaften in Afrika wachsen entsprechend den Bedürfnissen und Nöten neue, auch diakonische Dienste einer sich auf die eigene Kultur und Kraft besinnenden afrikanischen katholischen Kirche.

Brüder von Charles de Foucauld geben, mitten in der Welt als Diakone oft solidarisch mit den Ärmsten am letzten Platz arbeitend, ihr Zeugnis der Verkündigung des Glaubens durch ihre Präsenz, durch ihren katechetischen und sozialen Dienst.

Diakone in Belgien und Frankreich arbeiten als Straßenarbeiter, als Öler auf Handelsschiffen, als Fernfahrer und einfache Fabrikarbeiter. Sie nützen die Arbeitspausen und die Freizeit, um mit ihren Kumpels zu sprechen, gemeinsam zu beten, Lösungen zur Verbesserung der oft miserablen menschlichen Situation anzugehen. Zusammen mit ausländischen Kollegen kämpfen sie um deren soziale Rechte, verlieren ihren eigenen Arbeitsplatz und werden vor Arbeitsgerichte gezerrt.

Diakone in Nordamerika und Europa arbeiten in und mit den verschiedenen sozialen Schichten und je nach ihren Fähigkeiten im sozial-diakonischen und pastoralen Bereich am Aufbau von offenen, solidarischen christlichen Gruppen, Gemeinschaften und Gemeinden; sie leben und arbeiten zusammen mit Kranken und Behinderten,

mit Gefangenen, Gefährdeten und verein-
samten alten Menschen, mit Randgruppen
und Minderheiten, um gemeinsam mit die-
sen ihre physische, geistige und geistliche
Lebenssituation zu verbessern, neue Hoff-
nung und Lebenssinn zu vermitteln.

Bei allen Verirrungen, Abweichungen, Um-
wegen, die es in der Geschichte heute gibt
und auch in Zukunft geben wird, wird dar-
in doch das Eigentliche des Diakonats deut-
lich: Der Diakon ist vor allem da, um mit-
ten in der Welt, in der Gemeinde und als
Mitarbeiter des einen gegliederten Amtes
der Kirche den konkreten, niederen Dienst
der Diakonie Jesu Christi praktisch zu tun,
Zeichen und Werkzeug dieser Diakonie Je-
su Christi zu sein. Keineswegs als einer,
der hierin ein Privileg für sich sieht, viel-
mehr als einer, der dies durch sein Tun und
sein Leben bezeugt und andere befähigt.

Liebe, die befreit

Fragen wir uns zum Abschluß nochein-
mal: Wo sind wir auf diesem Weg ge-
blieben? Möchten wir verzagen oder um-
kehren, lassen wir uns vom Wort der
Schrift aufrichten: Erhebe das Haupt, das
Reich Gottes ist nahe. Freuet euch, noch-
einmal sage ich euch, freuet euch, denn der
Herr ist nahe. Sorget nicht ängstlich, laßt
alle Menschen eure Güte erfahren. Unsere
Berufung zum Diakonatsamt ist Mit- und Nach-
vollzug der Sendung Jesu Christi, seiner
Diakonia. Er ist der einzige und wahre
Diakon. Urquell und Ziel seiner Diakonie
ist die Liebe Gottes, seines Vaters. Er wird
unsere schwachen Schritte stützen. Es
kommt nicht darauf an, wieviel wir tun,
sondern mit wieviel Liebe wir es tun. Vor
allem aber, ob wir die Ärmsten suchen. —
Wir brauchen sie nicht zu suchen! Wir
brauchen nur dort, wo wir sind, die Augen
zu öffnen, wir werden sie sehen: in der ei-
genen Familie, im eigenen Haus, an der Ar-
beitsstätte, im Dienst als Diakon, auf den
Straßen und an den Ecken und Zäunen. La-
den wir sie ein, die müde und beladen sind,
zu uns zu kommen, gehen wir mit ihnen,
das ist vielleicht die Voraussetzung, daß
sie wieder zu sich selber und zu Gott fin-
den können. Denn Jesus hat keine anderen
Hände und Füße als die unseren.

Praxis

Gotthard Richter

Seelsorgeteam und Gemeindeverant- wortung

Aus der Diaspora-Pfarrei
Frankfurt/Oder

1. Die Situation der Pfarrgemeinde

Frankfurt/Oder, Bezirksstadt an der
Staatsgrenze der DDR zur Volksrepublik
Polen: unter den 80.000 Einwohnern gibt
es etwa 2.900 Katholiken. Einige hundert
kommen noch aus den umliegenden 20 bis
30 Dörfern hinzu, aus einem Umkreis bis
zu 30 km von der Stadt entfernt — ins-
gesamt also etwa 2,7% der Bevölkerung (in
der DDR gibt es heute um die 1 Million
Katholiken, etwas weniger als 7% der Ge-
samtbevölkerung; darin sind katholische
Gebiete wie das Eichsfeld und die Sorbei
einbezogen). Wer dazugehören will, muß
sich schon selbst melden, denn staatlicher-
seits wird die Konfession nicht erfragt. We-
gen der Kirchensteuer tritt niemand aus,
sie wird nicht eingeklagt, sondern muß
nach einem Schlüssel von jedem freiwillig
entrichtet werden. Heute ist Frankfurt Gar-
nisonstadt wie früher, wenn nun auch vor
allem russisches Quartier. Wie früher gibt
es mäßig Industrie, viel Reichsbahn und
Verwaltung. Die Mitte der Stadt bildet die
neugotische katholische Kirche mit einem
triumphalistischen Turm von 84 Metern.
Zur Pfarrei gehören oder es werden von
ihr verwaltet: ein Altersheim mit 50 Plät-
zen, ein Kindergarten mit 60, das Maxi-
milian-Kolbe-Gemeindehaus, das in den
letzten Jahren durch die Eigeninitiative
der Gemeindeglieder errichtet wurde.
Zum inneren Seelsorgeteam gehören: eine
bei uns immer noch Seelsorghelferin ge-
nannte Frau als Volltheologin (in der DDR
allerdings eine Ausnahme, da Laien kaum
Theologie studieren können), drei Priester,
Pfarrsekretärin und Fürsorger, der auch
im Dekanat beschäftigt ist. Das ist we-
sentlich mehr als für DDR-Verhältnisse